

ZWISCHEN DEN RILLEN

Improvisation aus Glas



■ Four Tet: „Morning/Evening“ (Text Records/Import)



■ Verschiedene Künstler: „Art & Sound: Sounds of the Universe 2012-2015“ (Soul Jazz/Indigo)

Vielleicht hat sich elektronische Tanzmusik zu Tode gesiegt. Aus westeuropäischer Perspektive sind die Bastionen des Rock längst geschleift, selbst auf den großen Popfestivals Roskilde und Glastonbury gehören Dance-Acts zu den Headlinern – je mehr Spuren ihre Rechner abfeuern, desto besser. Parallel dazu entsteht mit analogem Equipment und selten benutzten Samples eine Art Digger-Electonica für Auskenner: der Indierock des EDM-Zeitalters. Auf der Strecke geblieben ist dabei die lockere Unschärfe einer Musik, die entstanden ist, als die Maschinen neu und die mit ihnen produzierte Musik noch nicht ausformuliert war.

Der britische Produzent Kieran Hebden hat diese Unschärfe zu seiner Klangästhetik gemacht. Als Four Tet hat er in der Vergangenheit Akustikgitarren und Jazzdrums mit HipHop-Grooves zu versputelten elektronischen Tracks für zu Hause gemischt. Dann nahm er die Sounds des Hardcore Continuums – Jungle und Garage – und produzierte damit entrückte Dancetracks für den Club.

Für die beiden Tracks seines neuen Albums „Morning/Evening“ bedient er sich bei den durchchoreografierten Bollywood-Produkten. Seine Werkzeuge sind dabei simpel gehalten: ein Sequencerprogramm, wenige Plug-ins, ausgesuchte Samples und Field Recordings. Im Mittelpunkt steht ein Raga-Gesangssample aus einem indischen Film von 1983. Heden umgeht die alte Falle von Ethno-kitsch, indem er das Sample mit Bedacht einsetzt, filtert, cuttet und mit Dub-Techniken immer wieder in ein anderes Zeitraster überführt.

„Morning/Evening“ lebt von einem Kontrast, den Hebden perfektioniert hat. Seine Stücke sind durchkonstruierte Collagen, die sich ihre Leichtigkeit von ihren Samplequellen geborgt haben.

Auf „Morning/Evening“ hat Hebden es aber übertrieben mit der Leichtigkeit. Zu häufig verlieren sich die beiden zwanzigminütigen Stücke in Synthie- und Effektgeklimper.

Eine Art interessante Fingerübungen findet man auf der Koppelung „Art&Sound: Sounds of the Universe 2012-2015“, veröffentlicht vom Londoner Soul-Jazz-Label. Die Compilation ist nach dem gleichnamigen Plattenladen des Labels in Soho benannt und versammelt Tracks, die zur Hälfte als 7-inch-Single erschienen sind – sie kommen also auf den Punkt. Einzig der Leipziger DeepHouse-Produzent Kassem Mosse dehnt seinen minimalistisch-analogen Beitrag „Stadt aus Glas“ auf zwölf Minuten. „Sounds of the Universe“ ist aber nicht nur eine Singles-Compilation, sondern betreibt Geschichtsschreibung im nichtpositivistischen Sinn. Sie zeigt auf, wie unterschiedliche Elektronikproduzenten – leider nur Männer – an unterschiedlichen Orten eine gemeinsame Art entdeckt haben, die Maschinen unscharf klingen zu lassen. Dabei sind Genre und das verwendete Equipment zweitrangig.

Andres aus Detroit produziert samplebasierten House, DJ Stingray (ebenfalls Detroit) zelebriert Elektro mit alten Digitalsynthesizern. Der mittlerweile in Berlin lebende Brite Heatsick spielt seine Noise-Synthie-Pop-Tracks auf einem billigen Casio-Keyboard mit einer Reihe von Effektpedalen ein und Hieroglyphic Being aus Chicago erzeugt den Lo-Fi-Futurismus seiner Tracks mit einem alten Drumcomputer und einem iPod-Touch.

Gemeinsam haben alle Künstler aber, dass sie mit beschränkten Mitteln den Maschinen einen Signatursound entlocken, der nicht auf die Maschinen zurückfällt: Die grobe Kühleit eines Stingray-Tracks ist ebenso einzigartig wie der lockere Latin-Groove von Andres.

Letztendlich ist „Sounds of the Universe“ das gelungene Zeugnis einer Retro-Bewegung, Retro jetzt in einem guten Sinne gemeint. Anstatt mit elektronischen Mitteln eine Rockshow zu emulieren, nähert man sich wieder der Eigenschaft der Improvisation, wie sie einst ja mal das Bindeglied zwischen Jazz, frühem Techno und Electro war.

CHRISTIAN WERTHSCHULTE

Ich bin, was du willst

**FOTOGRAFIE** Für seine 186-teilige fotografische Bildserie, die das Sprengel Museum in Hannover zeigt, porträtierte Andrzej Steinbach zwei junge Frauen im neutralen Raum

VON MAIK SCHLÜTER

Gloria Gaynor sang 1983: „I am what I am.“ Ursprünglich wurden Text und Musik für das Musical ein „Käfig voller Narren“ vom Komponisten Jerry Herman geschrieben. Hermans Song war ein Bekenntnis: Schwule, Lesben und Transsexuelle sollten sich trotz aller gesellschaftlicher Repressionen zu ihrer sozialen Identität bekennen. Gut 30 Jahre später nutzte ein großer Sportartikelhersteller den Songtitel als Slogan für eine Werbekampagne. Jetzt durften Stars aus Sport, Musik oder Film stolz verkünden, warum sie so sind, wie sie sind. Der Titel mutierte zur Phrase. Die Werbeversion verwandelte die soziopolitische Dimension des Songs in eine egozentrische Botschaft: „Ich bin, was ich bin“ bedeutete nun nichts anderes, als dass die Subjekte vereinzelt sind und sie ausschließlich ihre eigenen Ziele verfolgen. Die unwirtschaftlichen sozialen, psychologischen oder ökonomischen Härten der Identitätsfindung wurden durch eine Erfolgsgeschichte ersetzt. Unvollendete, gebrochene oder gar kollektive Biografien waren von dieser Botschaft ausgenommen.

Der Begriff des Porträts

Für seine 186-teilige fotografische Bildserie porträtierte Andrzej Steinbach (geb. 1983) zwei junge Frauen in einem neutralen Raum aus wechselnden Perspektiven. Aber schon der Begriff Porträt verzerrt die Vorstellung von der umfangreichen Arbeit in großformatigen Schwarz-Weiß-Bildern. Denn eine psychologische Interpretation von Person und Situation erscheint nahezu unmöglich. Zu konstruiert und zu distanziert erscheint das Setting, um als Betrachter mit herkömmlichen Mustern der Lesart von Fotografien weiterzukommen. Daher ist auch der nüchterne Titel „Figur I, Figur II“ die beste Beschreibung der Anordnung.

Steinbach umkreist seine Modelle mit der Kamera. Die erste Figur wechselt innerhalb der Serie häufig die Kleidung und die Position. Die junge Frau erscheint androgyn, ist sie doch sehr schlank und hat sich den Schädel komplett rasiert. Auch der Gesichtsausdruck wirkt neutral. Die Kleidung besteht aus verschiedenen Variationen von aktueller Streetwear wie Collegejacke, Hoody, Cargo-Hose oder Basecap. Steinbachs Bilder lassen sich nicht eindeutig zuordnen: folgt er mit seiner Arbeit einer analytischen Typologie der urbanen Mode oder sind die Bilder für ein Modeshooting entstanden, bei dem die vermeintlich künstlerische Ästhetik ganz selbstverständlich angewendet wurde? Steinbach hält seine Bilder bewusst indifferent, um die wechselnden Bedeutungen von

Stilen, Moden oder Typen sowohl auf der Ebene persönlicher Identifikation wie auch der Bedeutung von Bildern deutlich zu machen. Die Arbeit wirft Fragen auf zum Verhältnis von Gesellschaft und individueller Identität, von Mode und Mimesis, von Subkultur und Mainstream und verweist auf Formen der Selbstinszenierung aller Individuen, die sich in einer westlichen Industriegesellschaft definieren müssen.

„I am what I am“ war wohl immer eine fragwürdige Aussage, die im Kontext des alten Diktums vom Arthur Rimbaud („Ich ist ein anderer“) und der neuesten Erkenntnisse der Neurowissenschaft und einer dezidierten Kapitalismuskritik fast albern erscheint. Dennoch: Auch eine komplexe Theorie zum Subjekt befreit niemanden von der Fragestellung: „Wer bin ich?“ Ein wesentlicher Impuls der Subkultur begründete sich in einem massiven Widerspruch gegenüber der Logik des Elternhauses, der Schule und sonstiger Instituti-

onen, die Konformität einforderten. In Steinbachs Arbeit ist schlecht mit diesem Begriff zu hantieren. Ist die junge Frau ein Skinhead- oder Rudegirl? Nutzt sie ihre androgyne Erscheinung als Mittel der Provokation, um erstarrte Geschlechterrollen zu demaskieren, oder geht es um rassistische Stereotype, wenn das zweite, dunkelhäutige Model explizit die Posen der hellhäutigen und kahl rasierten Figur aufnimmt und weiterführt? Wir sehen in der zweiten Bildfolge, wie sich diese weitere Figur zu verummummen beginnt: mit einem Halstuch, einer Sturmhaube oder mit einem T-Shirt. Aus Streetwear wird Radical Chic und aus Mode ein Outfit für den Straßenkampf, denn die Verhüllung des Gesichts würde gegen das Vermummungsverbot bei Demonstrationen verstoßen.

Eindeutige Uneindeutigkeit

Steinbachs Arbeit lässt sich am besten mit eindeutiger Uneindeutigkeit beschreiben. Die klare

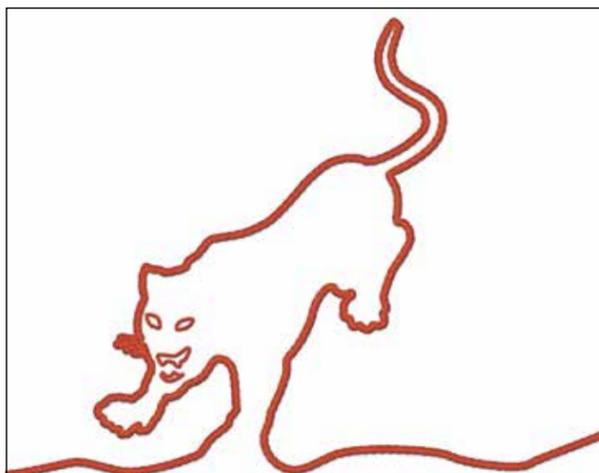
Bildsprache verspricht Nähe und Authentizität, hinterlässt aber eher ein Gefühl von Distanz und Irritation. Damit thematisiert er auch bewusst die Grenzen und Sehnsüchte, die nach wie vor an die Fotografie als Medium der Information, der Exotik, der Erotik, des Schocks oder der kommerziellen Faszination herangezogen werden. Die neueste Mode und die aktuelle Kritik an Formen mimetischer Identifikation werden von ihm in einer geradezu klassischen Anordnung zwischen weiblichem Model und männlichem Fotografen konterkariert. Damit bleibt das Ganze in einem produktiven Sinne in der Schwebe. Form und Inhalt sind variabel, dennoch bleiben bestimmte Aussagen sinnvoller als andere. Gleichzeitig erscheinen die Genauigkeit des Fotografen, das Selbstbewusstsein der Modelle und die Vielschichtigkeit der Aussage fast als Utopie.

■ Bis 10. Januar 2016, Sprengel Museum, Hannover



Andrzej Steinbach, „Ohne Titel“, aus Figur I, Figur II, 2013/14, 186 Fine art prints, 110 x 74 cm

Foto: Sprengel Museum Hannover



taz.de solidarische Methode

Das ist der rote Faden. Knüpfen Sie daran.

Wir sind die **Stiftung**, die Journalismus fördert. 2.760 SpenderInnen gaben schon Geld für ein Projekt der Stiftung.

Mehr erfahren:

030-25902 213 oder [www.taz.de/Stiftung](http://www.taz.de/Stiftung)

BERICHTIGUNG

Die Erprobungsphase des neuen Redaktionssystems ist noch nicht abgeschlossen, aber die Schienbeintreter-Mentalität in dieser täglichen Glosse ist intakt, ersichtlich am Fotografinnen-Namen, der hier gestern korrigiert wurde. Gleichwohl: Der Name der Fotografin Florence De Le war korrekt, zumindest, wenn man der Plattenfirma Glauben schenken darf. Uns also den Namensfehler der Plattenfirma anzukreiden, ist Fehl am Platze und folglich kein Thema für eine Berichtigung.

UNTERM STRICH

Kürzlich neu entdeckte **Selbstporträts** des britischen Künstlers **Francis Bacon** (1909–1992) sind beim Auktionshaus **Sotheby's** in London für zusammen **30 Millionen Pfund** (42,3 Millionen Euro) versteigert worden. Die Werke „Selbstporträt“ und „Drei Studien für ein Selbstporträt“ stammen aus den Jahren 1975 und 1980, wie Sotheby's am Donnerstag mitteilte.

„Vier Eier auf einem Teller“ von **Lucian Freud** (1922–2011) brachte 989.000 Pfund und damit fast

das Zehnfache des Schätzwertes ein. Das Gemälde war einst ein Geschenk an die im vergangenen Jahr im Alter von 94 Jahren gestorbene **Herzogin von Devonshire**, eine der sogenannten **Mitford Girls**, fünf Schwestern, die als frühe **Skandalnudele**n im britischen Adel galten.

Die Vorsitzende des Welterbekomitees, **Maria Böhmer**, sieht kein grundsätzliches Problem in der immer länger werdenden Welterbeliste. Allein in den nächsten Tagen entscheidet das

Welterbekomitee in Bonn über **36 neue Bewerbungen**, darunter zwei aus Deutschland. Allerdings flößen mittlerweile **80 Prozent** der Welterbemittel in die Überprüfung und Bewertung von Stätten und stünden damit **nicht für Schutzmaßnahmen** zur Verfügung. Hier müssten sich in Zukunft einzelne Länder noch stärker engagieren, um solchen Ländern zu helfen, die die Erhaltung oder den Wiederaufbau ihrer Stätten nicht allein finanzieren könnten.